

(Nachdruck verboten).

2)

## Auswanderer.

Novelle von Charles Foley. Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Als die Drei in Anteuil angekommen waren, überschritt Binchaud den Platz, ging dann an der Barriere der Festungswerke vorbei und betrat die schneeweisse Straße. Ein starker Hauch wehte von der ungeheuren Ebene, und die junge Frau erbebte. Daher zog Binchaud, als er vor seinem Hause stand, schnell die Schlüssel aus der Tasche, öffnete, ließ beide eintreten und schloß sofort wieder.

Die Unbekannte und das Kind warteten im Dunkeln; sie fürchteten nichts Böses von dem kleinen Herrn mit dem dicken Gesicht; denn schlimmeres, als sie schon erduldet hatten, konnten sie sich nicht denken. Binchaud zündete das Gas im Wohnzimmer an, stellte noch zwei Teller zu dem Gedeck, öffnete die Schränke, das Büffelt und setzte alles, was er finden konnte, auf den Tisch. Die junge Frau ging ihm entgegen, nahm ihm die Teller ab und bemühte sich, ihm zu helfen, ohne doch neugierig oder unbescheiden zu sein. Er freute sich über dieses Lattgefühl. Man setzte sich zu Tisch. Der Kleine schlang, die Mutter aß kleine Bissen; denn das alles wollte nicht mehr leicht in ihren verengten und vom Fasten geschwächten Magen hinein. Sie hielt ihre Gabel in gewandter und eleganter Art, was Binchaud ein großes Vergnügen bereitete. Er verlangte, sie solle einige Schluck reinen Wein trinken, und das belebte sie auch. Nun aß er zufrieden, wie der Kleine, doch er trank mehr. Dabei erzählte er immer geschwätzig, ohne sich um die hochgradige Mattigkeit zu kümmern, die das müde Gesicht seiner beiden Schützlinge ausdrückte, sein Leben, seine Gewohnheiten, seine kleinen Beschäftigungen. Sie hörte ihm ernsthaft zu und rief ihre ganze Energie zu Hilfe, um nicht durch ein Wimperzucken ihr Verlangen nach Schlaf zu verraten. Das Kind hatte den Arm auf den Tisch gelegt, die Nase in seinen Ärmel gesteckt und schlief, bevor Binchaud seinen großmütigen Plan auseinandersetzte. Allein zu leben, wäre traurig und dumm; sein kleines Vermögen gestattete ihm recht wohl, ohne das Kapital anzugreifen, jemanden bei sich zu haben und glücklich zu machen.

Seine Tochter, Madame Harriot, die eine hübsche Wittgattin erhalten und reich verheiratet war, hatte kein Kind und dachte an ihren Vater nur, wenn sie nichts Besseres zu thun hatte. Nach dieser Seite hin brauchte er also nicht die geringsten Gewissensbisse zu empfinden. Was seine Wirtschafterin Therese anbetraf, so war er ihres Anurrens und ihrer Nachlässigkeit müde. Schon am nächsten Tage wollte er ihr kündigen. Und wer wollte es ihm verdienen, daß er im Alter von über sechzig Jahren eine Haushälterin nahm, da er doch stets, selbst als junger Mensch, ordentlich und ernsthaft gewesen war? Alles fügte sich also zum Besten; sie sollte ihm das Hauswesen leiten, die Wirtschafterin führen, und der Kleine sollte zur Schule gehen und bei ihnen leben; das wäre bequemer und heiterer für Binchaud, besser für sie und auch nicht teurer. Und er schwachte immer unaufhörlich weiter, überrascht und entzückt über die ganz außergewöhnliche Leichtigkeit, mit der er all diese vielen Worte fand.

Endlich sah er die Frau an und bemerkte, daß sie unter ihren mageren, dünnen Fingern ein tiefes Gähnen verbarg. Er erhob sich, nahm einen Leuchter, und indem er ihr den Meinen tragen half, führte er sie nach dem Fremdenzimmer, wo seine Tochter bei ihren seltenen und kurzen Besuchen schlief. Er überzeugte sich, daß sie Streichhölzer, Wasser, Handtücher und genügende Decken hatten, und zog sich zurück. Er schloß die Thür und wollte sich eben seinem Zimmer wieder zuwenden, als er fühlte, wie die Frau seine Hand ergriß. Mit der plötzlichen Furcht vor etwas Unvorhergesehenem, das seinen Namen stören konnte, wandte er sich um; doch in demselben Augenblick fiel die Fremde vor ihm auf die Knie, führte seine Hand, die sie noch immer festhielt, an die Lippen und bedeckte sie mit Küssen. Dieser Kniefall war so dankbar und demüthig, daß er sich sogleich beruhigt und erleichtert fühlte. Dann schämte er sich trotzdem, seine dicken Finger unter

diesen feinen, blassen Lippen zu sehen, zog schnell seine von Thränen benehete Hand zurück, hob die junge Frau behutsam auf und entschlüpfte auf den Fußspitzen; indem er die Thüren mit unendlicher Vorsicht schloß, um die Ruhe des Kindes nicht zu stören.

Zehn Minuten später lag Herr Binchaud in bleiernem Schlummer.

## II.

Am nächsten Morgen schnarchte Herr Binchaud noch, als man dreimal heftig an seine Thür klopfte. Er richtete sich in seinem Bette auf.

Mit zusammengekniffenen Lippen und zitternden Nasenflügeln, die mageren Arme über der Brust gekreuzt, stand Therese vor ihm. Sie erwartete eine Erklärung, die man ihrer Ansicht nach ihren bedeutenden Fähigkeiten als Wirtschafterin schuldig war; doch da die Erklärung nicht kam, so rief sie sie mit ihrer Jagottstimme hervor:

„Weiß der Herr, daß eine Frau in dem Fremdenzimmer schläft?“

Bei dieser plötzlichen Anrede erinnerte sich Herr Binchaud herzklöpfend an das Abenteuer des gestrigen Tages, und indem er seine ganze Unklugheit, seine ganze Tollheit erkannte, fürchte er sich, daß er so gut geschlafen hatte, zu spät erwacht war, um nachzudenken und sich unvermutet, ohne plausible Entschuldigung, hatte fangen lassen.

Ein Ekel erfaßte ihn vor den Erklärungen, vor dem Geschrei, vor der unvermeidlichen Scene. Und um sich Zeit zu lassen, sich zu fassen, bohrt er die beiden Fäuste in seine Augen und fragte wie ein Mann, der noch vom Traume beherrscht wird:

„Eine Frau? Im Fremdenzimmer?“

Damit legte er sich wieder in die Kissen zurück, drehte das Gesicht zur Wand und that, als schlief er wieder ein. Diesmal stieß Therese ein beleidigendes und böses Lachen aus.

„Der Herr spielt den Unschuldigen, wer hat denn außer dem Herrn diese Frau mitbringen können?“

Er drehte sich resigniert um, denn er erkannte, daß er den Fragen doch nicht entgehen würde, und indem er sich trotz seiner verräterischen Röthe bemühte, eine zerstreute Miene zu bewahren, als wenn es sich um eine unbedeutende Thatsache handelte, stotterte er:

„Ach, ja, ich weiß . . . eine Frau . . . nun ja, Therese, es ist eine Frau da, was weiter? . . . Was hat sie Ihnen gethan, diese Frau?“

Angesichts der Verwirrung und der schwächernen Ausreden ihres Herrn bekam Therese Mut; ihre Augen wurden hell und in ihrem Mißtrauen scharfsichtig, fuhr sie mit bissiger Stimme fort:

„Ich hätte den Herrn lieber fragen sollen, was sie ihm gethan hat, daß sie dort im Zimmer seiner Tochter schläft?“

Vor diesem Schlage erschrak der arme Mann, wandte sich in seinem Bette hin und her, drehte nervös an den Decken und stöhnte dann mit leiser, kläglichem Stimme, als wenn er sie rühren wollte:

„Oh, Therese, wie können Sie glauben? . . . Ein Mann in meinem Alter? Denken Sie doch nur! Und dann eine Frau mit ihrem kleinen Jungen! Bedenken Sie doch. . . Bevor man über eine Sache spricht, muß man sich darüber klar werden, vollständig klar werden. . .“

Der strenge Ton, den er den letzten Worten beizulegen suchte, wurde unter dem harten und kalten Blick der alten Frau herzlich schwach, und mit boshaftem Zischen erklärte sie ihr Ultimatum:

„Der Rest ist Sache des Herrn; ich frage ihn nur, weil mich das angeht. Wird der Herr diese Frau bei sich behalten?“

Binchaud-drehte sich von neuem hin und her, dann bekam er einen langen Hustenanfall, und indem er ein sicheres Auskunftsmittel suchte, ohne es zu finden, wollte er die Sache scherzhaft darstellen und sagte:

„Sie sind aber wirklich neugierig, Therese, wirklich sehr neugierig.“ Dabei drohte er ihr scherzhaft mit dem Zeigefinger. „Sie fragen mich da mehr, als ich selbst weiß; diese Dame ist eine Freundin. . .“

Dann aber erkannte er an dem Zusammenzucken der Alten die Ungeschicklichkeit des Wortes und verbesserte sich schnell:

„Eine Verwandte . . . eine Verwandte aus der Provinz!“  
 „Dann ist das jedenfalls eine Provinz, wo man deutsch, englisch oder ich weiß nicht was redet,“ zischte Therese, diesen leeren Ausdrücken gegenüber verächtlich mit den Achseln zuckend. Dann rief sie zornbebend, durch das wachsende Zögern ihres Herrn kühner gemacht, lech heraus:

„Was sie ist, das sieht man gleich. Aber ich wiederhole es dem Herrn: Ich will nur wissen, ob er die Absicht hat, „das“ bei sich zu behalten, denn wenn „das“ bleibt, so gehe ich! Das sage ich gerade heraus.“

Herr Pinchaud, der bis dahin immer röter geworden war, wurde blaß. Indessen behielt er doch von seinem rosigem Schimmer, seinen großmütigen Aufwallungen vom vorigen Abend noch eine unbestimmte Nahrung, den Wunsch nach Güte im Herzen. Dann stieg ihm nach und nach ein kleiner, heraufschender Nest der Champagnerkelche in die Nasenlöcher, kitzelte ihm die Nase, und während er seinen Zorn bezwang, lehnte er sich in die Kissen zurück, trug eine große Gleichgültigkeit zur Schau, betrachtete die Rosette an der Decke und trällerte fast:

„Wenn Ihnen das nicht mehr paßt, Frau Therese, Sie brauchen sich nicht zu genieren, Frau Therese; dann ziehen Sie sich nur zurück nach englischer oder deutscher Manier, ganz wie Sie wollen.“

Die angenehme Ueberraschung, einen Biß gemacht zu haben, täuschte ihn einen Augenblick über den Ernst der Situation. Die Wirtschafterin machte eine Bewegung, als wolle sie sich auf ihn stürzen, dann wich sie wie eine Mißhandelte zurück. Sie warf die Thür des Schlafzimmers, des Bohnzimmers und des Entrees zu, daß ein Lauber davon aufgefahren wäre; dann huschte ihr magerer Schatten, starr vor Entrüstung, wütend an dem Parterrefenster vorüber.

„So, das wäre geschehen,“ sagte Pinchaud, holte tief Atem und hatte das Gefühl, als wenn ihm jetzt mit einem Mal mehr frische Luft in die Lungen drang, als in den ganzen sechzig Jahren seines armseligen, geduckten Lebens.

Er erhob sich, kleidete sich an und pfiß lech ein Liedchen vor sich hin, jedoch ohne tiefere Ueberzeugung, nur weil es so die Haltung eines kleinen, dicken Mannes erforderte, der eben eine große, magere Frau besiegt hatte. Während er seine Hosenträger anknöpfte, dachte er darüber nach, daß Frau Therese bei der Portiersfrau klatschen würde, und sein kühnes Pfeifen würde zu einem diskreten Trillern; bei den Knöpfen seiner Weste dachte er, daß sie auch bei den Lieferanten Böses sprechen würde, und sein Trillern verwandelte sich in ein leichtes Geräusch der Lippen; als er seine Strawatte umgelegt, war es ihm, als hätte es ihm jede Lust zu singen genommen; er gab keinen Laut mehr von sich und sagte sich nur bestrützt, daß die ganze Straße über die Geschichte lachen würde.

In dem bereits ausgeräumten Speisezimmer erblickte er zu seiner großen Gemüthung die Fremde, die im Begriff stand, das Büffet abzuwischen. Lächelnd wandte sie ihm ihr rosiges und von dem frischen Wasser neubelebtes Gesicht zu. Abgebürstet und vom Staube befreit, verlieh ihr das bis zum Halse gehende, schwarze Kleid ein bescheidenes, nüchternes und anständiges Aussehen, was Pinchaud beruhigte. Wie am vorigen Abend ergriff sie seine Hand und wollte sie an die Lippen führen. Er trat, im Grunde geschmeichelt und bewegt, zurück und murmelte linksch:

„Was sind das für Sachen! . . . Wenn man das in Ihrer Helmat thut, hier müssen Sie es lassen.“

Sie bestand nicht darauf und erkannte seine Verlegenheit. Als sie dann ihren kleinen Jungen einen auf dem Piano stehenden Korb künstlicher Blumen betrachten sah, rief sie ihn mit erhobenem und drohendem Finger an. Zufrieden und glücklich schloß Pinchaud daraus, sie würden nichts ruinieren und seine unschuldigen Freuden nicht stören.

Er öffnete einen Wandschrank und nahm eine Büchse mit Thee heraus. Behend ergriff sie dieselbe, eilte in die Küche und brachte ihm eine Viertelstunde später auf einem kleinen Tablett: ein Tasse, Zucker, Bröt, Butter, eine rauchende Theekanne; dann blieb sie vor ihm stehen, um ihn zu bedienen. Das war mehr, als er von ihr erwartete, und er nötigte sie, sich zu setzen und den Thee, das Bröt und die Butter so schnell wie möglich mit ihm und dem Kleinen zu teilen.

Und den ganzen Vormittag und den ganzen Nachmittag hindurch war es ihm ein wohlige Gefühl, sie um sich zu

wissen, wie sie sich eifrig, besorgt und so gefügig, um ihn bemühte. Ueber die bösen Klatschereien Thereses zuckte er die Achseln. Nie hatte er sich so friedlich und väterlich gefühlt. Er empfand eine Art stolzer Freude, die er seiner Tochter gegenüber nie empfunden hatte. Diese nahm alles, was man ihr bot, als eine Verpflichtung auf; das benahm ihm das Vergnügen. Dagegen drückten ihm diese beiden Wesen, ohne doch etwas zu sagen, in ihrer naiven Ueberzeugung, daß sie zu essen und zu trinken bekamen und vor der Kälte geschützt waren, jeden Augenblick in ihren unbewußten Bewegungen eine unendliche Dankbarkeit aus. Dann konnte er hier schwachen nach Herzenslust, während sein Schwiegersohn und seine Tochter ihm jeden Augenblick das Wort abschneiden und ihn schweigen hießen. Dagegen hörte ihm diese Frau mit all' ihren Augen, mit all' ihren Ohren, ja sozusagen mit ihrem ganzen Wesen zu.

Er sagte sich wohl, daß sie ihn nicht verstände und ihm wohl gerade deshalb eine so große Aufmerksamkeit schenke; doch es schmeichelte ihm trotzdem. Es machte ihm auch viel Spaß, den Lehrer zu spielen und sie die Worte aussprechen zu lehren. Er zeigte die Gegenstände und nannte sie: Tisch, Kamin, Schrauf, Messer. Die andern wiederholten die Silben mit einem so drolligen Accent, daß sie alle lachten. Er, der so lange von dem Lehrerinnendiplom seiner Tochter erdrückt worden, fand darin eine Rebange und fühlte sich überlegen, und dieses plötzliche Leben verbreitete in seinem fenchten, leeren und einsamen Heim eine gewisse Wärme. Den ganzen Tag über ging er nicht aus, erstens aus Vorsicht und dann auch wegen des Schnees, der wieder stärker fiel. Am Abend verschwanden seine letzten Befürchtungen; er hoffte wirklich, Therese würde weder bei dem Portier noch bei den Lieferanten schwagen; seine Tochter besuchte ihn so selten, daß er von dieser Seite vollständig Zeit hatte, sich vorzubereiten. Die Frau würde dann schon ein wenig Französisch sprechen, sagen, woher sie käme und wer sie wäre. Die Auskünfte würden sicherlich gut sein, und Madame Harpiot würde nichts dagegen zu sagen haben. Um etwas anderes kümmerte er sich für den Augenblick nicht, die Ehrenhaftigkeit, die auf ihrem Gesicht geschrieben stand, genigte ihm. Und dann, wozu auch denken? Es eilte ja nicht; jetzt nachdem er die Wirtschafterin verabschiedet, war das schlimmste gethan. Und da er den ersten, den schwersten Schritt so gut zurückgelegt hatte, weshalb da noch die anderen fürchten? Das Diner war also noch heiterer. Beim Nachtschd deutete die junge Frau, die etwas weniger schüchtern geworden war, auf das in einem Winkel stehende Klavier, das unter dem Korb mit den künstlichen Blumen und den anderen Gegenständen aller Art fast verschwand. Ueberrascht begann Pinchaud seine dicken Finger über das Tisch Tuch laufen zu lassen und fragte dann mit einer Kopfbewegung:

„Sie können Klavierspielen?“

Sie zeigte eine lebhafteste Bewegung, als sie aufstand, um das Klavier abzudecken. Er schob ihr einen Klavierstuhl hin, und sie fing an zu präladieren, zuerst furchtsam, mit zögernden und fieberhaft zuckenden Fingern.

Er begriff, daß sie lange nicht die Tasten berührt hatte. Um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, setzte er sich an den Tisch. Sie spielte seltsame, sehr traurige Dinge, die ferne Erinnerungen in Pinchaud wachriefen. Dann wurden die Finger der jungen Frau, die sich wie neu belebt fühlten, weniger steif und zitternd und liefen über die Tasten, und nun spielte sie Tänze mit plötzlichen Modulationen, mit phantastischen Rhythmen, bald einschläfernd und sinnlich, bald wild und leidenschaftlich.

Den kleinen Jungen hatte sich Pinchaud auf den Schoß gesetzt. Ohne sich besonders um den Takt zu kümmern, mit dem Kopfe wackelnd und eigene Melodien vor sich hinträllernd, begannen seine alten ungeübten Beine Lust nach einer Polka zu verspüren, und er ließ den Kleinen hüpfen. Sie lachten laut auf, während das Klavier begleitete, als ein lautes Klingeln ihrer Freude ein Ende bereitete. Bei diesem Klingeln, das ihnen endlos vorkam, blieben sie stumm, blaß, vor Angst fast vergehend, unbeweglich sitzen.

Herr Pinchaud machte ein Zeichen, man möchte sich ruhig verhalten und spigte das Ohr. Er hoffte, es würde der Portier oder irgend ein Lieferant sein, der, da keine Antwort erfolgte, nicht wieder zu klingeln wagen würde.

Es klingelte wieder.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schneegestöber.

Wer einige Übung in der Beobachtung des Himmels besitzt, der braucht nicht erst auf das schmerzende Reizen in seinem Wettermagen zu warten oder das Gebahren der hungernden Gaublerchen auf der Landstraße und der schärfsäugigen Schneekrähen auf dem dünnen Baumgäst zu beobachten, um zu erkennen, ob es Schnee giebt oder nicht. Breite, glatte, graue Wolkenmassen schieben sich über den Horizont, ein grauer, dichter Dunstschleier begleitet sie, höher und höher rücken die mächtigen Wolkenflöße, ohne fast ihre Formen zu verändern, da — ein einzelnes, einsames Flöckchen flattert herunter, und nun noch eines, ein zweites, ein drittes, und jetzt wirbelt ein ganzes Heer von Floden hernieder.

Es ist schwer glaublich, aber es ist so, daß wir eine richtige Auffassung über die Entstehung des Schnees erst seit recht kurzer Zeit gewonnen haben. Vordem nahm man an, daß sich der unter dem Gefrierpunkt abgekühlte Wasserdampf erst zu tropfbar flüssigem Wasser verdichte und daß dieses Wasser dann erst zu Eis gefriere. Heute wissen wir, daß bei der Schneebildung die Zwischenstufe des tropfbarflüssigen Wassers überspringen wird, und daß der Schnee oder die ihm zu Grunde liegenden mikroskopisch kleinen Eispünktchen unmittelbar aus dem abgekühlten Wasserdampf entstehen. In der Chemie nennt man einen solchen Prozeß, bei dem ein luftförmiger Körper, ohne flüssig zu werden, sofort in den festen Zustand übergeht, Sublimation. Diesen Sublimationsvorgang bei der Schneebildung hat bereits Wundt experimentell nachgewiesen. Er ließ in einem Glasballon sich kleine Mengen von Wasser in gefrorenem Zustande an einer Seite an die Wandungen anlegen und setzte dann den Ballon so in das geöffnete Fenster eines Zimmers, dessen Luft um ein Geringes wärmer als die Außenluft war, daß die Eisteilchen nach innen gerichtet waren. Während nun die wärmere Luft aus dem Zimmer durch den Ballon nach außen strömte, wurden mikroskopische kleine Partikelchen des Eises als Dampf mit fortgerissen, aus denen an der entgegengesetzten Wandung sehr schöne und regelmäßig kristallisierte Schneeflocken entstanden, die nur sehr lose an dem Glase festhingen. Die Beobachtungen der Luftschiffer und Nordpolarforscher sprechen dafür, daß der Verlauf der Schneebildung in der freien Natur ein ganz ähnlicher ist. Uebrigens hat man auch sonst zuweilen Gelegenheit, die Schneebildung genau zu verfolgen. So hat man an sehr kalten Tagen wiederholt festgestellt können, daß, wenn man die Außenluft durch ein geöffnetes Fenster in ein gut geheiztes Zimmer eindringen ließ, der Wasserdampf sofort zu kleinen Schneekristallen gefror. Eine gewisse Verähnlichkeit hat ein Petersburger Vorkommnis aus dem Jahre 1773 erlangt. Ein Kongressaal war derartig überfüllt, daß mehrere Damen vor Hitze ohnmächtig wurden. Plötzlich entschlossen, schlug einer der anwesenden Herrn ein Fenster ein, um der frischen Luft schnell Zutritt zu verschaffen. Da verdichtete sich der Wasserdampf zu Schnee, der lustig im Saal auf die Versammlung niederflatterte.

Belamlich sehen sich die Schneeflocken aus sechsstrahligen Sternen zusammen, von denen gegen 140 verschiedene Formen bekannt sind. Die Form und Größe dieser Schneegebilde ist nun bis zu einem gewissen Grade abhängig von der herrschenden Temperatur. Je kälter es ist, desto dünner und kleiner sind die Schneekristalle und desto mehr wiegen die Schneeflättchen vor, während bei höheren Temperaturen vorzugsweise größere, wohl ausgebildete Sterne auftreten. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem wechselnden Gehalt der Luft an Wasserdampf bei den verschiedenen Temperaturen. Mit abnehmender Temperatur nimmt nämlich auch der Wasserdampfgehalt der Luft ab, und daraus ergibt sich, daß bei sehr niedrigen Temperaturen nur spärliches Bildungsmaterial vorhanden ist, aus dem nur kleine und einfache Kristallformen hervorgehen können. Aus diesem Grunde zeichnen sich auch die Schneeformen der polaren Gegenden durch eine außerordentliche Kleinheit aus, so daß man sie als Diamantstaub bezeichnet hat. Verwandt mit dem Diamantstaub der Polarländer ist der Staubschnee der Hochgebirge. Zuweilen sind diese kleinsten Kristalle äußerst scharf und spitz und dann gehört ein Schneegestöber gerade nicht zu den Annehmlichkeiten. Derartige Schneeformen treten häufig am Golf von St. Lorenz auf, und sie verursachen ein Gefühl, als ob das Gesicht mit scharfartigen Messern geschabt würde. Der amerikanische Volkswitz hat daher diese Schneeart Barber, also Barbier, genannt. Schlimmer freilich sind noch jene nordamerikanischen Schneestürme, die Blizzards, die plötzlich hereinbrechen und ungeheure Massen eines feinen, kessenden Schnees mit sich führen. Der Wanderer, der von einem Blizzard überfallen wird, wird von dem stehenden, vom Sturm gepeitschten Schnee so gepöckelt, daß er in eine förmliche Kaserne gerät. Findet sich nicht ein schützender Wald oder ein gastliches Haus, so ist er fast stets verloren. Alljährlich fordern denn auch die Blizzards zahlreiche Menschenleben.

Allerdings kann auch bei uns ein kräftiges Schneegestöber, in das der Sturm hineinbläst, eine recht unangenehme Gestalt annehmen. Am meisten wissen davon die Lokomotivführer ein Liedchen zu singen. Wichtig streift der Wind über den Boden hin und läßt die sich schlängelnden Bäche von gleitendem Schnee auf dem tiefliegenden Bahnlörper zusammenfließen. Aber machtvoll durchschneidet noch der Schneezug die weichen Bogen. Hoch und fest schiebt vor den Bahnräumern der Maschine der getreite

Schnee empor, noch höher schledern rechts und links die Räder fester geballte Massen auf, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der Schneeflut gefüllt werden. In Splittel-, Staub- und Graupelform umgiebt die Maschine ein Wirbel von Eis. Geblendet müssen der Führer und der Heizer das Gesicht abkehren; die Teile der Maschine überzieht angelegter Schnee, so daß sie wie aus Zuder geformt erscheinen. Noch bis vor wenigen Augenblicken spürte man es nicht, wenn die Maschine die niederen Schneewellen durchschneit, doch dort vor dem Einschnitte liegt ein kniehoher, breiter Schneewall. Mit voller Dampfkraft faßt die Maschine in die Schneewehe hinein, — hellau wirbelt, sprüht und dampft die wild angepakte Masse und eine gewaltige, verzögernde Kraft stellt sich der flüchtigen Bewegung entgegen. Doch noch wird der Schneewall durchpflügt und weiter geht die Fahrt. Aber immer heiserer faucht der Sturm und immer höher und höher setzt er die rimmenden Schneefluten auf dem Bahnlörper zusammen. Jetzt naht sich der Zug dem berüchtigsten Einschnitt der ganzen Strecke. Eine mannshohe Schneemauer sperrt das Geleis, auf die die Maschine leuchtend, unwirbelnd von glitzernden Schneewolken, heranstürzt. Mit voller Schneeligkeit in gerader Linie trifft sie auf den Schneewall. Mit dumpfen Schläge bricht sie in die weiche Masse hinein, die sich auseinanderfahrend vor ihr bis zur Höhe des Schornsteins aufstaut und polternd und brausend die Maschine überstüttet, daß sich Führer und Heizer festhalten müssen, um nicht von dem Strom niedergeworfen zu werden. Noch zwei Augenblicke behält das Dampfrohr seine Geschwindigkeit; wie Wasser schieben die gespaltenen Schneemassen rechts und links vorbei, aber früher und schwerer wird der Atem, langsamer und langsamer mahlt es in dem hohen, alles verschüttenden Schneestaub, endlich noch ein tiefer, ersterbender Hauch und der Zug — steht.

In einem schneereicheren Winter gehen schon in der Ebene ganz ungeheuerer Schneemassen herab. Noch größer aber sind sie im Hochgebirge. Lyndall hat berechnet, daß seit Beginn unserer Zeitrechnung in den Alpen eine Schneedecke von 1700 Meter Dicke gefallen ist. Der Schnee, der im Jahresdurchschnitt im ganzen Vorjgebiet der Schweiz fällt, beläuft sich auf rund 143 179 Millionen Kubikmeter. Und der größte Teil dieser Massen schmilzt im Frühjahr und eilt in brausenden Bächen in die Täler hinab. Man hat ermittelt, daß die Regel, die die Lavinen am Ende ihrer Bahn aufhäufen, 10, 20 und 100 tausend Kubikmeter Schnee umfassen. Dieselben Mengen an Wasser dürften in der Schneeschmelze die einzelnen Gebirgsbäche aus ihrem Zuflußgebiet abführen. All die Rinsale, Bächlein und Bäche führen aber ihr Wasser im gemeinsamen Flußbett zusammen, und so ist es denn kein Wunder, wenn im Frühjahr in der Ebene die gewaltigen Hochwasser anschwellen, die als die letzte Folgewirkung der winterlichen Schneegestöber zu betrachten sind. —  
Leonhard Finl.

## Kleines Feuilleton.

g. Der arme Hund. „n Groschen de Schächel Wachsreichhölzer! . . . Einen Groschen de Schächel Wachsreichhölzer!“  
„Kaufen Se doch 'n verjüngten Sechund, Madamchen! Zwee Groschen der verjüngte Sechund — er braucht keen Futter und beißt ooch nich!“

„Einen Groschen die Schächel Wachsreichhölzer, einen Groschen die Schächel Wachsreichhölzer!“

Eintönig endlos lachte und stöhnte der Chor der Strafe sein Jammerlied. Es war bitter kalt. Hell, wie geschliffene Diamanten, funkelten die Sterne durch die frostillare Winternacht. Der Wind kam gerade von Norden her. In langen eisigen Stößen fuhr er die Friedrichstraße entlang. Die Kinder, die am Straßenrande ihre Waren feilhielten, sprangen von einem Fuß auf den anderen und schlugen die Hände ineinander. Die alten Frauen gingen auf und ab — drei Schritte hierhin, drei Schritte dahin, drei Schritte hierhin — drei Schritte dahin — der Blinde steckte die Hand tief in die Taschen seines dünnen Röckchens und drückte sich dicht an die Mauer, aber es half heut alles nichts, kein Bewegen und keine Tasche half. Der eisige Wind schnitt in das Fleisch, als bestände er aus lauter Messern. Die Stimmen der Kinder wurden immer kläglicher und jammervoller.

Die beiden Damen schienen von der Kälte nichts zu merken. Sie hatten die weichen Pelzmäntel fest um die Schultern gezogen, langsam und behaglich schlenderten sie dahin. Die Jüngere maß die Schaufenster im Vorübergehen: „Kein, solch eine Perlgarneitur mußt Du mir auch noch kaufen, Mama, weiße Wachsperlen mit Stahlfittern, ja? Für mein Grünseidenes zum Silvesterball. . .“

„Ach, aber Kind, laß einen doch endlich in Ruhe!“ Mit unmutiger Handbewegung schiebt sie das kleine Mädchen beiseite, das mit seinen Wachsreichhölzern schon geraume Zeit neben ihnen herläuft.

Die Mutter überfliegt die Schär am Straßenrande mit einem hochmütigen Blick. „Ja es ist unehört, daß das überhaupt bestellten wird. Solch Volk! Man kann keinen Schritt gehen, ohne daß sie einen belästigen, und die Kinder sind die allerunerschämtesten.“

„Ja, ganz richtig — die Tochter nicht zustimmend, — und was ist das Ganze? versteckte Bettelci, eine Spekulation auf das Mitleid. Man soll denken, sie stehen da und frieren, damit man ihnen etwas ablaufe, damit sie schneller nach Haus kommen. . . Aber nein, sich doch, was giebt es da?“

Sie weist auf eine kleine Gruppe, die sich wenige Schritte vor ihnen um einen alten Mann gebildet hat und schreit zugleich vor Entzücken auf „Ach die Hunde! ... die reizenden kleinen Hunde.“ Sie bleibt vor dem Alten stehen und tätschelt die kleinen Wachtelhündchen in seinem Arm: „Rein der Goldgelbe! Ist der nicht süß, Mama? Und wie er bibbert, der arme kleine Kerl — lieber Gott, er ist ganz erstarrt! ... Wissen Sie,“ — sie wendet sich plötzlich an den Alten — „wissen Sie, das ist überhaupt merkwürdig, daß Sie mit den kleinen Tieren hier in der bitteren Kälte umherlaufen ... merkwürdig! Eine solche Tierschänderei! So junge zarte Geschöpfe in dieser fruchtbarsten Winterälte! ... Nein, das werde ich Papa sagen.“ ... sie geht wieder neben der Mutter her, „daß soll er mal in Tierschutzverein zur Sprache bringen — das muß verboten werden ... Der arme Hund in dieser bitteren Kälte. Der arme, arme kleine Hund!“ —

**Aus dem Tierleben.**

— Die Balzstellungen der Kraniche schilderte Heinrich in einem Vortrage, den er in der letzten Sitzung der „Deutschen ornithologischen Gesellschaft“ hielt. Die Balzstellungen sind, so führte er nach einem Bericht der „Vögl. Jtg.“ aus, stets in vollendeter Weise darauf berechnet, die Zeichnung und Form der Federn in das vorteilhafteste Licht zu stellen. So hebt der europäische Strauß seine gekrümmten Flügel, wodurch sie prächtig hervortreten, während die nahverwandten Jungfernen- und Paradieskraniche, welche glatte aber verlängerte Schwanzfedern besitzen, auf diese durch öfteres Heben und Senken des Hintereandes der Flügel in geschlossenem Zustande aufmerksam machen. Der weiße Schneekranich weiß die prachtvoll absteigenden, im Anheezustande unsichtbaren schwarzen Schwinge in der sehr glücklich gewählten Balzstellung durch Senken der betreffenden Federn herrlich zur Geltung zu bringen. Vögel, die an einer Körperstelle lange, spitze Federn besitzen, benutzen das Sträuben der Federn fast stets zum Ausdruck einer Gemütsbewegung: der Jungfernenkranich drückt durch Heben der verlängerten Halsfedern seinen Ärger aus, während die glatthalbigen Verwandten dies nie thun. Auch die Kronenkraniche ermangeln nicht einer Anzahl für sie höchst charakteristischer Stellungen, die der Vortragende ausführlich erklärte. Von allen Storcharten klappert nur der gewöhnliche weiße und der sibirische Storch; beide mit einer sehr merkwürdigen Halsbewegung. Diese dient beim südamerikanischen Magnaristorch ebenfalls zum Ausdruck seiner Erregung, jedoch fehlt hier stets das Klappern. Eine Eigenartlichkeit der Reiher und Störche ist die, daß sie ihre Zuneigung auch zu ihnen befreundeten Menschen dadurch zu erkennen geben, daß sie die Bewegungen des nestbauenden Vogels nachahmen, es ist das damit zu erklären, daß die Tätigkeit des Nestbaues stets das gute Einvernehmen mit dem anderen Gatten des Paars ausdrückt und deshalb gerade in einer Art Zeichensprache zur Erklärung der Freundschaft Verwendung findet. Unter den Kranichen scheint der Wallischschan der einzige zu sein, welcher wahrscheinlich in Einzigkeit lebt; schon die Gleichförmigkeit der Geschlechter spricht dafür. Bemerkenswert ist ein eigentümliches, namentlich im Frühling in der Morgendämmerung vor beiden Gatten unisono ausgestoßenes Pfeifen, wie es sonst bei Hühnern nicht vorkommt. Zum Schluß werden die Stellungen beim Liebeswerben namentlich des Pfauhafans besprochen, die bisher noch wenig bekannt sind, ebenso kommt das Balzspiel des Argus vom Vortragenden beobachtet werden, ein neuerdings im Museum für Naturkunde aufgestelltes Stück ist nach seinen Angaben ausgeführt. —

**Mineralogisches.**

— Ein Vorkommen von Zuchsit (Chrom-Glimmer) in den Schweizer Alpen. Unter Zuchsit versteht man in der Mineralogie eine chromhaltige, tiefgrüne Glimmerart. Nachdem E. Kemigott den Chrom-Glimmer in einem apfelgrünen bis weißen Glimmer in einem schieferigen, weißen Marmor vom Mittagshorn im Saasthal (Wallis) vermutet hatte, ist es, wie der „Prometheus“ berichtet, Joseph Erb in Zürich gelungen, dies seltene Material mit Sicherheit für das Gebiet der Schweizer Alpen nachzuweisen. Zwischen Luschania und Vuccarischina (Graubünden) streicht ein Marmorband quer durch das Thal Lugnez und das St.-Peters-Thal. Der großtönige, weiße Marmor wird unterhalb der Straße von dunkelgrünen Streifen durchzogen, welche aus einiger Entfernung leicht mit Malakit verwechselt werden und auch dafür gehalten wurden. Genauere mineralogische Untersuchungen ließen die Glimmernatur erkennen. Außer Zuchsitblättchen setzt sich in der Chrom-Glimmerzone das Gestein aus Kalkspatkrümem, Quarz und Pyritkrümmen zusammen. Alle Bestandteile tragen die Spuren der Gebirgsbildung an sich. So löst der Quarz gewöhnlich streifig aus, oder er ist in einzelne verjähnte Körnchen oder Linsen zerdrückt. Weniger sichtbar sind die mechanischen Beeinflussungen des Calcits. Heim hält das Gestein für liaslich und rechnet es zur Zone der Gryphaea Cymbium (eines Zeitspitals nach Art unserer Muster). Bei der Aufstauung der Alpen in den Marmor resp. Cipollin wurde das Gestein unterkalkifiziert, wobei, wie im starkgepreßten Marmor von Andermatt, die Glimmer entstanden. Weitere mechanische Veränderungen des Gesteins haben die Zuchsitblättchen wieder deformiert. Das im Zuchsit enthaltene Chrom ist einem lokalen Chromgehalt des unreinen, kalkigen Sedimentes zu verdanken. —

**Technisches.**

— Der Schiffsbau für die deutsche Südpolar-Expedition ist an eine Kieler Werft vergeben worden. Das Schiff wird ein Holzbau sein, weil nur ein solcher die genügende Festigkeit und Elastizität für die Fischschiffahrt erhalten kann. Die Form ist etwas voller und nicht in der Weise abgeflacht, wie es bei Dr. Ransens Fram der Fall war, deren Form für die schweren Stürme und den hohen Seegang der südlichen Meere ungeeignet sein würde, wie es Ransen selbst auf dem internationalen Geographentongress zu Berlin betonte; daß das Schiff so stark wie nur möglich gebaut wird, ist selbstverständlich. Innere Abstützungen mit gewachsenem Eichenbaumholz sowie die Verlegung des Zwischendecks nahezu in die Wasserlinie werden dem Eisdruck starken Widerstand leisten. Eine dreifache Verankerung mit Eichenholz Pichepine (der amerikanischen Fichte) und dem südamerikanischen Greenhardholz werden das Schiff gegen Verlegung durch Eisstöße sichern. Auch wird an Bug und Heck noch eine besondere Eisverstärkung durch Stahlbänder angebracht werden. Die Länge des Schiffes wird etwa 46 Meter, die Breite zwischen 10 und 11 Meter und der Tiefgang unter der Wasserlinie etwa 5 Meter betragen. Das Schiff wird zur Aufnahme eines Kohlenvorrates und der gesamten Ausrüstung für drei Jahre eingerichtet und bequame Wohn- und Arbeitsräume für 5 Gelehrte, 5 Offiziere und etwa 20 Mann Schiffsbesatzung erhalten. Für jeden Gelehrten und Offizier ist eine eigene Koje vorgesehen. Die Mannschaften werden auf vier Männer verteilt und erhalten außerdem eine eigene Messe. Maschine und Kessel liegen im Hinterschiff zwischen den Bohnräumen. Im Mittelschiff sind die Räume für die wissenschaftlichen Arbeiten vorgesehen. Das Vorderchiff wird einen Raum für 50 Polarhunde erhalten. Deckkammern sollen zur Unterbringung von Fischereigerätschaften dienen und außerdem auch den Hundeproviant aufnehmen. Das Schiff erhält drei Masten und eine Takelung als Dreimastmarssegelshoner. Zwei Dampfwinden werden den Anker-Vorrichtungen und auch den wissenschaftlichen Arbeiten dienen. Die Beleuchtung wird elektrisch. Die Werft ist kontraktlich verpflichtet, das Schiff bis zum 1. Mai 1901 abzuliefern. —

**Humoristisches.**

— Zweifelhafte Ehrung. Bekannter: „Na, was machen Sie denn da, Herr Brüller?“  
 Schauspieler (wütend): „Domertwetter, die Kerls von Studenten haben mir heute die Pferde ausgespannt, aber nachher sind sie ausgekniffen ... und da kam ich jetzt mit meinem Kutscher den Wagen allein nach Hause fahren!“ —  
 — Beim Zahnarzt. Patient (dem der Gehilfe einen Zahn gezogen hat): „Domertwetter, das war eine Leistung; nicht den geringsten Schmerz habe ich gefühlt!“  
 Zahnarzt (entriestet zu dem Gehilfen): „Was ... hat der Herr vielleicht für eine schmerzlose Operation bezahlt?“  
 — Das sechste Gebot. Ein Junge ist trotz des Verbots seiner Mutter auf das schwache Eis gegangen und durchgebrochen. Nachdem ihm seine Mutter ordentlich das Gewissen erforscht, nimmt ihn anderer Tags der Lehrer noch einmal ins Gebot: „Schämst Du Dich nicht, Deiner Mutter ungehorsam zu sein? Sage mir, welches Gebot hast Du damit übertreten?“  
 Knabe: „Das sechste Gebot!“  
 Lehrer: „Das sechste Gebot? Wie heißt denn das sechste Gebot?“  
 Knabe (heulend): „Du sollst nicht e e n brechen.“ —  
 („Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Im Berliner Opernhaus geht am Silvesterabend eine dreitägige Märchenoper „König Drosselbart“ von Axel Dehnar, Musik von Kulenkampff, zum erstenmal in Scene. —  
 — Die „Schliersee“ geben im Bellealliance-Theater am Silvesterabend als Novität das Volksstück „Der Amerikasjappel“ mit Xaver Terofal in der Titelrolle. —  
 — Die Knaus-Ausstellung in der Berliner Akademie wird am 12. Januar eröffnet. —  
 — Der „Deutsche Bühnenverein“ hat die Zeitschrift „Bühne und Welt“ vom 1. Januar 1900 ab zu seinem Organ erwählt. —  
 — Siegfried Wagner arbeitet an einer neuen Oper, die schon im nächsten Spieljahr in München zur Aufführung gelangen soll. Der Stoff ist wieder dem altdeutschen Volksleben entnommen. —  
 — Auch bei der zweiten Vorstellung der „Nora“ in Paris hatte Agnes Sorma und das deutsche Ensemble einen großen Erfolg. Es ist daher noch eine dritte Vorstellung in Aussicht genommen. —  
 — Am 26. Dezember begann in Italien die Hauptspielzeit der großen Opernbühnen, von denen während des Karnevals 50 (8 mehr als im vergangenen Jahr) geöffnet sind. Die Mehrzahl der Impresari wählen, wie dem „B. V.-C.“ geschrieben wird, für die Eröffnungsvorstellung Opern Verdis oder Wagners, während die modernsten Komponisten immer mehr in den Hintergrund gedrängt werden. —  
 — Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 31. Dezember.